

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Donnerstag, 3. Januar

1929.

(20. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Georg Julius Peterßen.

„Du jagst mir noch die Kundschaft aus dem Haus“, zeterte er einmal, und dann, als Thea um Geld für eine neue Scheuerbürste bat, mit einer Stimme, die sich vor Entrüstung fast überschlug: „Du willst mich wohl arm machen!“ Zu seinem namenlosen Staunen mußte er erleben, daß dies sanfte, willfährige Geschöpf von ehemals ihm die Stirn bot:

„In diesem Schmutz kann und will ich nicht mehr leben, Vater.“

„Undankbares Geschöpf!“ kreischte Roberts.

„Ich bin nicht undankbar, Vater.“

„Schweig! . . . Möchtest wohl wieder in die Pension, zu den vornehmen Leuten?“

„Wenn ich dies hier sehe, ja . . . Du darfst nicht böse werden, Vater“, fuhr sie in Erwartung eines Wutanfalls seitens des Vaters rasch fort, „denn du zwingst mich ja, so zu denken.“

„Ich?“

„Ja . . . Du bist so reich . . .“

„Still“, kam es hauchartig aus Roberts Munde; „bring uns doch nicht ins Unglück.“ Er sah sich scheu um.

„Du selbst hast mir die vielen Edelsteine und das Geld gezeigt“, sagte Thea etwas leiser, „warum müssen wir denn leben, als wären wir Bettler und Landstreicher?“

„Thea!“

„Du fragst mich, ob ich wieder in die Pension zurückmöchte“, brach es aus dem jungen Mädchen heraus, „und ich antwortete: „Ja . . .“ Nicht um des besseren Essens willen, sondern weil es dort ordentlich, reinlich zugeht; Ausdrücke, wie sie hier fallen, habe ich dort nie gehört.“

Roberts sah wie gebannt in das veränderte Gesicht seines Adoptivkindes.

„O, ich habe reichlich Zeit gehabt, über vieles nachzudenken“, fuhr Thea unter einem kurzen Aufschluchzen fort. „Ich mußte ja blind sein, wenn ich den Unterschied zwischen hier und dort nicht sehen konnte. Wenn wir arm wären, Vater, ich wollte alles mit dir teilen, wollte mit allem zufrieden sein; nun ich aber weiß, daß nur dein . . . dein Geiz . . .“

Hier erhob Roberts seine zusammengekrampften Fäuste.

„Hüte dich“, zischte er.

„Nein, ich will dies Leben nicht fortsetzen. Nachts laufen die Ratten über mein Bett, nichts geschieht, um sie zu vertreiben.“

„Darüber hast du sonst nie ein Wort verloren.“

„Ich wußte ja auch nicht, wie andere Leute leben. Und nun verweigertst du mir das Geld für eine neue Scheuerbürste . . .“

Roberts war ganz in sich zusammengesunken.

„Wer hat dir alle diese Gedanken in den Kopf gesetzt?“ fragte er lauernd. „Der Herr Godebrecht?“

Thea errötete. „Ja und nein.“

„Und Schumann? . . . Hat Schumann dich auch besucht?“

Thea sah ihn verwundert an. „Was hat Schumann damit zu tun, Vater; was wolltest du damit sagen?“

„Nichts.“ Roberts kämpfte mit sich. „Hier ist Geld für eine neue Bürste; ichone sie.“

Thea legte die Schürze ab und vertauschte das grobe Kleid mit einem besseren, sie wechselte auch das Schuhzeug, obwohl sie doch nur eben über die Straße wollte, zu Langer, der die billigen und immer frischen Pralinen feilhielt; als sie den Laden wieder verließ, hatte sie nicht nur eine derbe Bürste erstanden, sondern auch Seife und Sand und Soda, sie war entschlossen, das einmal begonnene Werk gründlich zu Ende zu führen.

Plötzlich errötete sie über und über: um die Ecke bog soeben der lange Stipo.

Über sein starkknöchiges Gesicht ging es wie ein Leuchten, alle dienstliche Strenge war daraus verschwunden; die weißbehandschuhte Rechte flog an den Tschako.

„Guten Tag, Fräulein“, rief er schon aus einiger Entfernung; „na, sind Sie wieder da?“ Diese Frage konnte nicht anders als bejahend beantwortet werden. „Das ist ja schön.“

„Warum?“ Thea war vor dem väterlichen Hause stehen geblieben, und es war ihr im Augenblick auch ganz einerlei, ob der Vater sie beobachtete, sie dachte nicht einmal daran.

„O, ich meinte nur . . . Bleiben Sie nun auch hier?“ „Vorläufig wohl.“

„Das freut mich. Ich sollte auch schon in ein anderes Revier versetzt werden . . . von Zeit zu Zeit werden die Wachen abgelöst . . . ich habe es aber erreicht, daß ich hier bleiben konnte.“

„Aber es gibt doch ruhigere Viertel.“

„Das stimmt wohl. Aber ich mag hier gern sein; und dann . . .“ Und nun errötete er.

„Ich muß ins Haus“, sagte Thea nach einer Pause mit zu Boden gesenktem Blick.

„Warten Sie doch noch einen Augenblick, Fräulein Thea. Übrigens hab' ich mich noch gar nicht vorgestellt.“ Rumpnagel ist mein Name, Albert Rumpnagel. Ein merkwürdiger Name, nicht?“ lachte er verlegen. „Ja, der eine heißt so und der andere so.“

„Das ist wahr. Aber der Name klingt hübsch, man kann das nicht von allen Namen sagen.“

„So, Sie mögen ihn leiden!“ Die lange Gestalt reckte sich noch höher. „Ich komme vom Lande“, erklärte er dann. „Meine Eltern haben ein kleines Bauerngut, aber wir sind sieben Kinder — ich bin das zweitjüngste — fünf Jüngens und zwei Mädchen; da muß jeder für sich selber sorgen.“

„Aber es muß doch hübsch sein, Geschwister zu haben“, meinte Thea nachdenklich.

„Ach ja . . . das heißt, viel Streit gibt es auch. Aber nun wir auseinander sind, vertragen wir uns ganz gut.“

Thea nickte verständnisvoll. In der Pension hatte sie ja auch hin und wieder Sehnsucht nach dem Vater gehabt.

„Aber nun muß ich ins Haus, Herr Rumpnagel.“ Sie wandte sich zum Gehen.

Noch eine Minute, Fräulein Thea! . . . Ach, ich wollte Sie schon immer mal fragen, ob Sie gar nicht mal ausgehen. Nächsten Sonntag bin ich dienstfrei, wollen Sie nicht 'n bißchen mitkommen? . . . Sie tanzen doch?“

„Tanz? ... ich? ... O nein.“
„Dann werden Sie es lernen“, versicherte er. „Das ist ja doch nur ein Geschiebe, jeder kann das.“

Auf Theas Gesicht wechselte der Ausdruck ständig. An den letzten Sonntagen hatte sie die Pärchen gesehen, die so glücklich Arm in Arm gingen, als gehörte die ganze Welt ihnen allein. Und mit einem leisen, ihr selber unverständlichen Leidgefühl hatte sie gedacht...

„Auf Wiedersehen“, brach sie entschlossen ihren Gedankengang ab. Als sie dann das betäubte Gesicht des jungen Mannes gewahrte, setzte sie hastig hinzu: „Ich kann Ihnen heute noch nichts versprechen, Herr Rumpnagel, ich muß erst Erlaubnis von meinem Vater haben. Heute ist ja auch erst Dienstag, wir sehen uns noch bis zum Sonntag.“ Sie reichte dem Freudestrahlenden rasch die Hand, dann flog sie die Steintrufen hinauf.

Rumpnagel, der Sipo, gewahrte beim Durchschreiten der Gildengasse nicht das häßlichste Gesicht, das ihm aus einem Torbogen an der andern Seite der Straße nachsah; es gehörte Emil.

Raum hatte Thea den Laden betreten, als Roberts wie ein Geier auf sie zuschoß; sein Gesicht war vor Wut völlig verzerrt.

„Was hast du mit dem Sipo gesprochen?“ fluchte er.
„Wir haben uns nur guten Tag gesagt, und dann ...“

„Was dann noch?“
„Er hat mich eingeladen, er will Sonntag mit mir ausgehen.“

Der Alte schleifte sich zu dem alten wackligen Stuhl.
„Du wirst nicht mit ihm ausgehen, Thea“, sagte er matt.

„Warum nicht, Vater? ... Alle jungen Mädchen gehen Sonntags aus, zu Tanz oder ins Kino; ich darf nirgends hin.“

„Du sollst ins Kino gehen, aber allein. Nicht mit diesem Hungerleider, der es nur auf dein Erbe abgesehen hat.“

„Er weiß doch gar nicht, daß du reich bist, Vater!“

„Reich ... reich ...! Aber du wirst ihm verraten, daß ich etwas Geld habe ... Hörst du, ich will nichts davon wissen!“ schrie er plötzlich mit durchdringender Stimme. „Einer von der Polizei, habaha ... Und nun geh' ich noch einmal fort, bei meinem Heimkommen wird deine Keinemachewut sich ja wohl gelegt haben.“

Er schloß den Geldschrank auf und wieder zu, zog Stiefel an und ließ sich von Thea in den uralten zerflossenen Mantel helfen.

„Wenn Karl kommt, dann sage ihm, ich wäre irgendwohin bestellt, er braucht nicht auf mich zu warten.“

In Thea kam eine jähe Angst hoch. Sperber! Sie vergegenwärtigte sich schauernd das gemeine Gesicht. Keine Minute würde sie mit ihm allein sein wollen!

Roberts verließ nicht durch die Fronttür das Haus, sondern durch den unterirdischen Gang, der Schumann so in Verwirrung gesetzt hatte; denn seine Falken-Augen hatten Emil da drüben längst erpäht. Niemand brauchte zu wissen, wohin er ging. Während Theas Abwesenheit hatte er diese geheimnisvollen, nur ihm bekannten Gänge nicht unternehmen können; daß sie geschäftlicher Art waren, ahnte Thea, sie wußte es aber nicht.

Nach drei Stunden — kurz vor Ladenschluß — war er wieder zurück; sein verschlagenes Gesicht drückte Befriedigung aus.

„Ist Karl hier gewesen?“

„Nein.“

„Kundschaft?“

„Ja, Kundschaft war dagewesen, Thea hatte aber gesagt, der Vater sei nicht zu Hause, und sie wisse mit den Preisen nicht Bescheid.“

„Gut, Thea.“ Es klang fast freundlich.

In dieser Nacht hantierte der Alte bis nach ein Uhr in seinem „Kontor“; Thea, die nicht einschlafen konnte, hörte seinen schlurfenden Gang und dazwischen diese bedeutungsvollen Pausen. Plötzlich mußte sie schlucken. Eine dunkle Furcht beschlich sie, eine trostlose Ver-

zweiflung, die erst ihr Ende fand, als der Schlaf gütig und lind über die heißen Augen strich.

Am folgenden Abend erschien Sperber. Nachdem er durch die Tapetentür eingetreten war, sagte er, laum, daß er sah:

„Also Thea ist wieder da?“ Roberts nickte. „Warum hast du mich das nicht vorher wissen lassen? ... Ich hätte Thea bei ihrem Heimkommen einen Blumenstrauß überreicht; so gehört sich das ...“ Nun wurde sein Blick stehend, und in seiner Stimme lag etwas Drohendes, als er fortfuhr: „Weißt du, daß Thea mit diesem langaufgeschossenen Sipo teufelsmachtet.“

„Thea? ... Wie kommst du auf die Idee, Karl?“

„Du weißt also nichts davon?“

„Nichts.“

„Und wenn er nun ernst machte? ... Ich meine, wenn er Thea für sich gewinnen wollte — was würdest du dann tun?“

„Ihn hinausjagen“, antwortete Roberts so heftig und häßlich, daß Sperber befriedigt schien.

„Wo ist Thea? ... Ich möchte Thea begrüßen.“

„Thea!“

Wenige Sekunden später teilte sich zögernd die Portiere, es war, als wolle sie der Bewegung einer Hand nicht recht folgen; Sperber stand auf und näherte sich Thea, die abwehrend bis in den Laden zurückwich; im gleichen Augenblick verwandelte sich der gemein-zärtliche Ausdruck seines Gesichts in Wut. Er sah zum Glück nicht, daß Roberts, der seine Finger knaden ließ (ein Zeichen sehr hoher innerer Erregung bei ihm), Blicke voll unauslöschlichen Hasses in seinen Rücken bohrte.

„Warum kommst du nicht herein?“ fauchte Sperber Thea an.

„Ich habe in der Küche zu tun.“ Damit lief sie einfach weg. Sperber schenkte zu überlegen, ob er sich diese Abfuhr gefallen lassen sollte; der schrille Klang der Ladenglocke schreckte ihn auf. Aber dann zog ein Grinsen, ein häßliches, vertrauliches Lächeln über sein Gesicht, als er in dem Eintretenden Herbert Godebrecht erkannte. Sekundenlang maßten sie sich mit den Blicken.
(Fortf. folgt.)

Nachterlebnis auf Sumatra.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Padang lag mit seinen weißen, glühenden, leeren Straßen weit hinter uns, an der tiefen Küste des indischen Meeres.

Der holländische Zug hatte das Tiefland verlassen, die schwankenden Auerlandschaften mit den dünnen Palmen und den mütterlich ausgebreiteten Ästen riesenhafter Bäume, die unzählige Familien weißgefiederter Wasservögel trugen; der Hafen und die sonnigen Segelboote waren längst verschwunden. Alles versank in einer lauen Müdigkeit; die See verglomm; die scharfe Hitze sank in sich zusammen. Dschungel düsteten; leblose Flüsse, die nach der Ebbe des Meeres landeinwärts fließen, dunkelten im Schatten hoher Blätterwände unter den verworrenen Baumkronen; in dieses Dämmern hinein zu fahren, könnte der Anfang eines seltsamen Märchens sein.

Wir suchten die tropische Nacht. Man hatte uns von den Raftbüten erzählt, die einsam in den fremden indischen Landschaften auf Sumatra stehen. Der Malage nennt sie „pasangrahan“. Sie kommen unseren Schutzhütten in den Alven gleich. Man ist dort allein, erlebt die tropische Nacht wie das spannende Kapitel eines Buches; mit jedem Wort, mit jedem Satz neu und unvergänglich.

Knapp vor Sonnenuntergang waren wir auf dem Hochland von Padang Pandjara. Der Lärm der Affenherden wurde matter und spärlicher. Manchmal sahen wir hinter Palmen, Dornesträucher und dichtem Gebüsch die Hütten Eingeborener. Es waren dünne Häuser mit aufgeschraubelten, spitzen Dächern aus Bambus und Palmblättern; mit bemalten Wänden und zierlichen Fenstern und Veranden.

Die Sonne verschwand in leichtem Dunst, in einem hellgrauen Bergnebel, als wir das Pangrahan erreichten. Die zwei Malagen hielten dem chinesischen Koch beim Herrichten des Abendessens. Sie hatten die Moskitoneze gespannt und puzten die Öllampen. Sie hielten den Whisky, den Oubols aus der Kiste und brachten Wasser.

Wir saßen bei offenen Fenstern vor der geöffneten Tür und rauchten schwere Opiumsigaretten. Im letzten Nebel-

hatten Licht der Sonne standen unsicher und verschwommen hohe Felswände, ferne Hügelketten und Berge. Hinter den Hütten griffen dünne, hohe Palmen in den abendlichen Himmel. Diese Landschaft hatte den unbeschreiblichen, feinen, zarten Reiz einer wundervoll aquarellierten japanischen Tuschezeichnung; jede Linie war sicher und dennoch leicht wie ein Hauch.

Früh, ehe noch der letzte Sonnenstreifen erlosch, stürzte die dunkle Nacht über das Land, als drängten sich die Berge aneinander, als kiesen die Gebüsche und Wälder zusammen wie die Wellen eines geborstenen Damms.

Jetzt werden unten im Tiefland die Krokodile aus den dunklen, reallosen Flüssen steigen, langsam, schwarz, lauernd, wie wir es auf dem Mär Moesie bei Palembang gesehen hatten; wie kurze Baumstämme liegen sie an den Ufern in der wilden, gärenden Urwaldnacht; hasten mit kurzen Abständen landeinwärts, vorsichtig spürend, reihen bei der ungefährlichsten Begegnung den Rücken auf, um alles mit sich in die unergründliche weiche Tiefe des schwarzen Flusses zu ziehen. Welch eine Flucht. Oder ist es der Wille des Schöpfers, daß die böse Gewalt der Angst und der Flucht am nächsten steht?

Im Pasangrahah des Hochlandes ist es kühl. Die Öllampen brennen. Dennoch, es ist keine Nacht wie bei uns, still, schlafgewährend. Wie das Echo des tiefen, schwülen Landes, in dem nun die Dschungel glühen und dünnen, beginnt auch hier oben das Orchester der Tropen. Der Lärm der Insekten steigt plötzlich laut an. Käfer, groß wie eine Kinderfaust, schlagen an die schwachen Wände der Hütte. Zerreißen das Netz an den kleinen Fenstern und fallen plump auf den Tisch. Schwarze und blaue und grünlichimmernde Käfer mit langen Scheren; es knistert und raschelt laut wie ferner Trommelwirbel, wenn sie eifertig oder vom Licht benommen über Papier und Zeitung laufen. Es ist alles so deutlich, groß und nahe, als blide man durch ein unerhörtes Fernrohr in die schöne Wertstatt der Natur. Der Malave nimmt diese großen Käfer ohne weiteres in die pergamentene Hand und schleudert sie in die rätselhafte, undurchsichtbare, tiefe Nacht hinaus, zurück in die feuchte, fremde Luft der tropischen Landschaft. Aber im nächsten Augenblick ist ein Nachtfalter da, groß wie meine Handfläche; er stürzt auf das Glas der Lampe zu und wirft es um; dann liegt er mit zitternden Flügeln auf dem Tisch, ein erschrockenes, königliches Spielzeug aus einem Märchen. Ich halte ihn fest: er ist samtblau und trägt die grünen Streifen eines hellen Mondlichtes.

Da öffnete sich die Tür. Ein nackter Mann, mit einem Sarong gegürtet, steht in der Hütte und bietet Bastmatten an. Mit ihm dringt ein Volk von Insekten herein, das den beiden Malaven tüchtig zu schaffen macht. Sie jagen es fort. Nur in der Teekanne haben sich einige Kaiserfalten (eine Art Rückenfliegen) häuslich niedergelassen, ohne irgend jemandem den Appetit zu verderben.

Der chinesische Koch kommt mit einer Schüssel voll Reis und geht auf den Mattenflechter zu. „Das ist Midan“, sagt er, den alten Bekannten dunkelstehend, und gibt ihm den Reis.

„Regen!“ meint der dunkelbraune Händler und öffnet die linke Hand, in der er einen Käfer verborgen hielt. Er zeigt auf die geöffneten Fenster, und die zwei Malaven hängen die Matten vor die Türen.

Raum ist Midan, der Mattenflechter, fort, da lärmt der Regen in der Nacht; nicht tropfenweise; es rauscht wie ein Wasserfall; über die Blätterdächer der Hütte braust das Wasser; es singt die ganze Nacht hindurch...

Das ist die Nacht in den Tropen.

Wenn der Regen schwächer wird und leise über die Bastwände fort läuft, dann hören wir den Lärm der Insektenwelt. Das Leben rastet hier nie; immer ist ein anderes da, ein neues, heftiges, starkes. Drunten in den glühenden Dschungeln, welche die Camponas belagern, tönt der Ruf des Tigers. In den Nächten hört man die Trompeten der Elefanten, das Gebell der Affen, die Vögel in den Bäumen, in den Bambusinseln, und die Tiere der Sümpfe; ein rastloser Choral. Und hier oben, vor dem Regen, das Surren der Käfer und gläsern geflügelten großen Insekten. Während des Regens sind es tausend andere Tiere.

Welch eine Fülle von Leben! Welch eine Unermeßlichkeit, wie endlos und unfassbar ist die Schöpfung! Jedes einzelne Leben in den Tropen trägt hundert andere. An hohen Bäumen wachsen Schlinggewächse; an den Schlinggewächsen moornrote Blüten. Pflanzen kammern sich an die Stämme der Palmen. Alles ist verworren und unlösbar, wild und ungehörig, unfassbar in seinen tausend Arten und Formen. Selbst diese Nacht, weltfern in einem Pasangrahah, ist nichts anderes als der Schauer von dem Unvergänglichen, von dem Ewigneuen, dem Rätsel der Schöpfung.

In dieser Nacht, in einer fremden Einsamkeit, auf weißen Bastmatten, unter einem Blätterdach, auf dem der leise

gewordene Regen beständig singt, in dieser einsamen Nacht, zwischen dem Orchestrieren des ewigen Lebens, zwischen Schlummer und Wachsein habe ich das Gefühl, daß uns Menschen nicht ein Berg, nicht eine gigantische Größe unsere Winzigkeit auf dieser Erde so sehr empfinden läßt und deutlich macht, wie dieses unfassbare myriadenfache Leben, dieses ewige Gebirge, dieser unbegreifliche Reichtum der Schöpfung.

Der Bott.

Von Johannes Bunsch.

Der Briefträger ist damit gemeint, besonders der Landbriefträger, der Dorfbote, kurz und gut: der Bott. Unter diesem Namen kennt ihn jedes Dorfkind, den pflichtgetreuen Beamten der hohen Postbehörde. Leid und Freud hat er in seiner großen, schwarzen Tasche. Liebesbriefe und Trauerbotschaften, Mahnungen und Geldbriefe, Verlobungsanzeigen und Todesnachrichten, tiefsten Kummer und höchstes Glück: friedlich ruht es nebeneinander in seiner Tasche. Er weiß es genau. Er ist der Bringer der Freuden, der Träger der Leiden. Er kann nichts dafür! Er möchte ja so gerne nur liebe Briefe ins Haus bringen, die Freude erwecken. Er fühlt mit den Dorfbewohnern; er lebt mit ihnen, kennt ihre Anliegen, ihre Lebensnöte. Der Bott wird im Laufe der Jahre zum Vertrauten eines jeden Hauses, einer jeden Familie, ja, eines jeden einzelnen Menschen.

Drunten kommt er wieder das Dorf herauf, langsam und bedächtig; er ist sich der Wichtigkeit seiner Person bewußt, er ist ja der Bott! Alles reißt die Köpfe, streckt die Hälse.

„Mutter, der Bott kommt!“ ruft die kleine Annemarie in den Stall. Und die Mutter schlürft mit den Holschuhen an den Füßen heraus auf den Hof, auf die Straße.

„Grüß Gott, der Sepp hat geschrieben!“ ruft der Bott schon von weitem. Der Sepp ist in der großen Stadt in Stellung. Wie geht es ihm? Was macht er? Ist er gesund? Alle diese Fragen beantwortet der Brief mit den steifen Buchstaben der Adresse. Die Hände des alten Mutterleins zittern. Der Bott kommt ihr aber zu Hilfe. Er macht sachgemäß den Umschlag auf und liest den Brief noch vor. Es geht ihm gut, dem Sepp, er kommt bald auf Besuch, und einen schönen Herzensgruß schickt er noch dem Klärchen im Nachbarhaus. Die ist sein Schatz von Kindheit auf, er ist ihr treu geblieben, der große Kerl!

„s isch halt allemal ein braver Bub gsin!“ nickt der Bott bedächtig. Und die Annemarie muß ihm zum Dank ein Gläschen Kirchenwasser holen. Der Bott schnalzt mit der Zunge; auch da ist er Kenner; kein Wunder, in den langen Jahren, da er Bott ist. Er dankt und geht weiter. Hinterm Gartenzaun steht das Klärchen; sie wartet schon lange sehnsüchtig auf ihn. Schnell und ungelesen steckt er ihr ein Brieflein zu, zwinkert fröhlich mit den Augen und sagt leise: „s sind gute Sachen drinnen, ich verrat' aber nichts, s isch halt allemal ein braver Bub, der Sepp!“

O, der Hallobdi, der Bott!

Der Mutter hat er vorhin nicht verraten, daß er zwei Briefe hat vom Sepp. Ach, beide sind ja so glücklich, die Mutter und das Klärchen. Und so ist es gut. Am glücklichsten aber ist der Bott, weil er die zwei glücklich machen durfte, grad heut' an seinem Namenstag, dem Floriansfest!

Die Karoline vom Halbenhof bekommt gleich drei Briefe; leider ist einer davon schwarz umrandet. Der Bott nickt traurig. Es geht ihm arg nah. Der Bruder der Karoline ist gestorben; er wohnt seit vielen Jahren in Basel. Jetzt ist die Reihe an ihr; die Augen laufen ihr über, sie kann die Zeilen von der Schwägerin nicht lesen. Der Bott setzt seine Brille wieder auf und liest vor. „s isch halt ein arg guter Mann gsin, der Karl!“, meint er und bekommt sein Kirchenwasserle. Trost Leid und Tod und Trauerbrief.

Weiter geht der Bott. Hier eine Karte, dort einen Brief, dahin eine Zeitung; so geht es fort, bis seine Tasche geleert und das letzte Haus des Dorfes erreicht ist. Glücklicherweise ist es ein Wirtshaus, die „Traube“. Da stapft er über die ausgetretenen Stufen in die Stube, läßt sich schwer auf die starke Eichenbank fallen, streicht mit der Hand über die Stirn und bittet um ein Glas Bier. Er hat Durst bekommen, der Bott! Der Weg war weit und viel hat er durchgemacht in den paar Stunden. Leid und Freud hat er ausgeteilt; Glück und Liebe hat er gebracht, Tod und Leben hat er gemeldet. Das Schicksal des Lebens lag ja in seiner großen, schwarzen Tasche!

Der Traubenwirt steht vor ihm und gibt ihm einige Briefe mit in die Stadt. „Gutes Wetter heut!“ meint er. „Soll schon!“ sagt der Bott und trinkt sein Bier. Es kostet nichts. Es ist Botenlohn vom Wirt. „Behüt' Gott!“ sagt er und eilt davon. Das Schicksal wartet ja schon wieder auf ihn, und er muß es holen und austellen. Es ist kein Los, sein Schicksal seit vielen Jahren. Er ist ja der Bott!



Des Kleingärtners Tagewerk im Januar

Oft beginnt der Winter zu Anfang des Jahres erst in seiner ganzen Strenge, zur Freude der Jugend, die sich auf dem Eise nach Herzenslust tummeln oder Schlittenfahren kann. Auch dem Naturfreunde bieten die schneebedeckten Fluren, der in Raureiß erstarrte Wald und die klaren herrlichen Fernblicke die schönsten Genüsse. Dann erglänzt die malerische Winterlandschaft im goldenen Schimmer unter dem Glanze der Sonne. Rasurblaue Schatten der Wolken huschen über die unendlich weite Einsamkeit. Gekrönt wird dieses Farbenspiel, wenn der mächtige Feuerball der Sonne hinter den Bergen verschwindet und noch lange ihre Glut in den Wollen widerspiegelt.

Auch in diesem Monat kann bei günstigem Wetter noch so manche Arbeit im Garten erledigt werden, die sonst im Frühjahr, wenn die Arbeiten sich drängen, meist unerledigt bleibt.

Im Obstgarten ist mit dem Ausputzen und Reinigen der Bäume fortzufahren. Der Schnitt der Johannis- und Stachelbeeren sollte in diesem Monat beendet werden, da sie bei warmem Wetter im Februar schon anfangen zu treiben. Nach dem Reinigen der Bäume ist es ratsam, sie mit 30-40-prozentigem Karbolineum anzustreichen. Dadurch werden eine ganze Menge Schädlinge, die auf der Rinde oder in den Ritzen sitzen, besonders Schildläuse und Blütläuse, sowie die Eier des Schwärmspinner u. a. vernichtet.

Man sollte es nicht verkümmern, selbst wenn der Boden gefroren ist, mit Jauche zu düngen. Vorteilhaft ist es jedoch, vorher unter der Kronentraufe einen etwa 20 Zentimeter tiefen Graben mit der Gasse auszuwerfen, der die Jauche rektlos aufnimmt. Man gebe jedem Baum je nach seiner Größe 3-4 Kannen (ca. 10 Liter) Jauche. Soll die Jauche als Hauptdünger verwendet werden, so muß noch irgend ein phosphorsäurehaltiges Düngemittel z. B. Thomasmehl oder Superphosphat zugelegt werden, da sie arm an Phosphorsäure ist. Wenn es an Jauche fehlt, der kann auch den Volldünger „Nitrophoska“, der alle Bestandteile, die der Obstbaum gebraucht, enthält, in der Menge von etwa 100 bis 200 Gramm für den Baum je nach seiner Größe verwenden.

Auch für den Gemüsegarten ist mancherlei vorzubereiten. Da sind zunächst die Samenvorräte durchzusehen und zu reinigen, die fehlenden zu ergänzen. Man beschaffe sich die Samen aber aus einer zuverlässigen Samenhandlung, selbst wenn der Preis etwas höher sein sollte. Guter Same ist die Grundbedingung für eine befriedigende Ernte.

Das Werkzeug ist nachzusehen. Spaten und Gabel sind zu schärfen und der Stiel ist, wenn nötig, neu zu verteilen. Die Mistbeetkästen müssen ausgebessert und die Fenster verputzt, Strohdeden geklopft werden.

Die Gemüsvorräte sind im Einschlag oder im Keller unter Kontrolle zu halten, damit sie nicht gänzlich faulen. Aus demselben Grunde müssen die Kartoffeln öfters durchgesehen werden, da sie in diesem Jahre infolge des nassen Herbstes leicht zur Fäulnis neigen dürften.

Im Blumenstimmer ist immer noch bei mildem Wetter in den Mittagsstunden öfters zu lüften. Jedoch müssen die Pflanzen vor der kalten Zugluft und Temperaturschwankungen geschützt werden. Jedes überflüssige Gießen ist zu unterlassen. Es darf nur soviel gegossen werden, daß der Wurzelballen nicht austrocknet. Palmen und Blattpflanzen sind öfters zu waschen oder wenigstens abzusprühen.

Im Ziergarten werden die Beete bei offenem Wetter umgegraben. Die Blumenbeete sind nachzusehen, ob der Wind die Beeten nicht auseinandergelegt und Stellen bloßgelegt hat. Sie sind alsbald wieder in Ordnung zu bringen. Der Rasen wird mit Kompost überdeckt und an einem regnerischen Tage gesäugt.

Der Kleintierhof im Januar.

Die Arbeiten gleichen denen des Dezembers. Das Geflügel muß durch warmen Stall und wärmendes Futter vor der Kälte geschützt werden. Für die Hühner ist der Scharraum noch besonders wichtig, denn das Faulenzen und Herumlungern in den Stallgeden ist ihnen unbedingt schädlich. Sie müssen deshalb durch Einstreuen von Körnern in den Sand oder in die Streu des Scharraums zur Bewegung und Tätigkeit gezwungen werden. Wasser und Weichfutter sind über-

schlagen zu geben, keinesfalls heiß. Grünfütter, Kalk und Grit, vor allem dieser, dürfen nicht fehlen. Bei hohen Kältegraden soll das Geflügel täglich nur kurze Zeit ins Freie gelassen werden. Da das Wasser-Geflügel gegen feuchte Kälte ziemlich empfindlich ist, muß ihm eine starke, trockene und wärmende Streu gegeben werden. Es soll jetzt auch an die Zusammenstellung der Zuchtstämme und Zuchtpaare gedacht werden, weil sich manche Tiere erst aneinander gewöhnen müssen und daher die Vereingung nicht so spät erfolgen darf. Die Kaninchen sind gegen nasse Kälte sehr empfindlich, während sie trockene sehr gut aushalten, ja diese sogar zu einem guten Winterpelz notwendig ist. Deshalb genügt jeder Stall mit trockener Streu. Neben gutem Heu reiche man an-gewärmtes Weichfutter in kleinen Mengen, damit es bald weggefressen wird und nicht gefriert. Die Ziegen verlangen dagegen einen warmen Stall, weil sie gegen Kälte sehr empfindlich sind; neben Raufutter gebe man auch Körner.

Staub und trockene Luft.

Es läßt sich gar nicht vermeiden, auch selbst im Winter nicht, daß unsere Zimmerpflanzen von Staub mehr oder weniger bedeckt werden. Auch der gewissenhaftesten Pfliegerin kann das widerfahren. Das wäre weiter nicht schlimm, wenn die Pflanzen nicht darunter zu leiden hätten. Die Blätter nämlich besitzen zahllose äußerst kleine, dem Auge nicht sichtbare Poren, die durch den Staub nur zu leicht verstopft werden. Damit wird aber die Tätigkeit der Blätter, Gase aufzunehmen und andere auszuscheiden, sehr behindert, ein Umstand, unter dem schließlich die ganze Pflanze zu leiden hat. Darum muß dieses Hindernis von Zeit zu Zeit, mindestens einmal in der Woche beseitigt werden, indem man die Blätter mit einem weichen Schwamm und lauwarmem Wasser abwäscht.

Das andere Übel, unter dem die Blattpflanzen schwer zu leiden haben, ist die trockene Zimmerluft. Je höher die Wärme in einem Zimmer steigt, desto geringer wird ihr Feuchtigkeitsgehalt, desto mehr haben unsere Gewächse darunter zu leiden. Die trockene Luft führt bald einem Krankheitszustand herbei, der sich dadurch zu erkennen gibt, daß die Blattspitzen z. B. bei den Palmen und anderen Pflanzen dürr werden oder die Blätter vollständig absterben. Man kann zwar die dürren Blattspitzen abschneiden, aber damit wird die eigentliche Ursache nicht behoben. Das Übel greift immer weiter um sich, die Blatttränder trocknen weiter ein, bis endlich der ganze Webel vollständig dürr geworden ist.

Noch viel schlimmer ist, daß sich in trockener Luft mannig-faches Ungeziefer, wie Blattläuse, Milben, Schildläuse u. a. auf der Rückseite der Blätter ansiedeln. Es breitet sich in dem Maße auf der befallenen Pflanze aus, je tränkter sie wird. Dem Beifall des Ungeiebers können wir ebenfalls wie bei dem allmählichen Absterben der Blätter durch Beseitigung der eigentlichen Ursache, also der trockenen Luft vorbeugen. Stehen die Pflanzen im warmen Zimmer, dann sollte man sie öfters übersprühen. Besonders schädlich für die Pflanzen ist die im Winter durch die Ofenwärme erzeugte trockene Luft. Wesentlich gemildert wird sie, wenn man auf den Ofen eine Verdampfschale mit Wasser aufstellt und einige mit Wasser gefüllte Gefäße zwischen die Blumentöpfe selbst anbringt.

Praktische Winte.

Behandlung der Wintergemüse in der Küche. Unsere Wintergemüse, Rosenkohl und Wintertrauskohl, sind gegen Kälte bekanntlich sehr widerstandsfähig, so daß sie meist auf den Beeten bis zum Gebrauch stehen bleiben. Bevor sie jedoch in die Küche wandern, sollte man sie erst einige Tage in Sand im Keller einschlagen. Jedenfalls dürfen sie in gefrorenem Zustand nicht sofort gekocht werden; denn dann sind sie nicht zu genießen, weil beim Kochen alle Nährstoffe ausgezogen werden und nur das geschmacklose Zellgewebe übrig bleibt. Das gefrorene Gemüse muß daher erst in kaltem Wasser langsam zum Auftauen gebracht werden. Bei dem Rosenkohl ist insonderheit darauf zu achten, daß er nicht zu lange auf den Beeten stehen bleibt. Im Februar schon vermag die um die Mittagszeit scheinende Sonne die Köpfe zu bleichen, wodurch sie wesentlich am Geschmack verlieren. Später wachsen sie bald aus und werden dann erst recht wertlos.